

Friedrich Hölderlin - Prosa und Gedichte

Hörbuch, 2 CD

Literatur:

(SWuB) Friedrich Hölderlin - Sämtliche Werke und Briefe, Herausgegeben von Michael Knaupp, Carl Hanser Verlag München

Rainer Maria Rilke - An Hölderlin (aus: Rilke - Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens, Gedichte aus den Jahren 1906-1926, Insel, Fr.a.Main) 1975

Nennen und Erklingen

(Thrasylabus Georgiades, Nennen und Erklingen. Sammlung Vandenhoeck, Göttingen)

CD 1

1 - Epigramm (mit Klankunst)

Gestalt und Geist. (SWuB, Band 1, s.235)

Alles ist innig

Das scheidet

So birgt der Dichter

Verwegner! möchtest von Angesicht zu Angesicht

Die Seele sehn

Du gehst in Flammen unter.

,

2 - Gedichte (1)

An die Parzen / (SWuB, Band 1, s.188)

Nur einen Sommer gönnt, Ihr Gewaltigen!

Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,

Daß williger mein Herz, vom süßen

Spiele gesättiget, dann mir sterbe.

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht

Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;

Doch ist mir einst das Heil'ge, das am

Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!

Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel

Mich nicht hinab geleitet; Einmal

Lebt ich, wie Götter und mehr bedarfs nicht.

3 - Gedichte (2) (SWuB, die sog. „Dichtungen“ nach 1806)

Linien des Lebens / (Band 1, s. 922)

Die Linien des Lebens sind verschieden
Wie Wege sind, und wie der Berge Gränzen.
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

Höhere Menschheit / (SWuB, Band 1, s. 926)

Den Menschen ist der Sinn ins Innere gegeben,
Daß sie als anerkannt das Beßre wählen,
Es gilt als Ziel, es ist das wahre Leben,
Von dem sich geistiger des Lebens Jahre zählen.

Scardanelli

Zeitgeist (SWuB, Band 1, s. 934)

Die Menschen finden sich in dieser Welt zum Leben,
Wie Jahre sind, wie Zeiten höher streben,
So wie der Wechsel ist, ist übrig vieles Wahre,
Daß Dauer kommt in die verschied´nen Jahre;
Vollkommenheit vereint sich so in diesem Leben,
Daß diesem sich bequemt der Menschen edles Streben.

Mit Unterthänigkeit

24. Mai 1748

Scardanelli

Überzeugung / (SWuB, Band 1, s. 926)

Als wie der Tag die Menschen hell umscheinet,
Und mit dem Lichte, das den Höh´n entspringt,
Die dämmernden Erscheinungen vereinet,
Ist Wissen, welches tief der Geistigkeit gelinget.

4 - Aus der Vorrede zur vorletzten Fassung des »Hyperion« (SWuB, Band I, s. 557)

Aus der Vorrede zur vorletzten Fassung des »Hyperion«:

Mir ist Originalität Innigkeit, Tiefe des Herzens und des Geistes. Aber davon scheint man jetzt gerade, wenigstens in der Kunst, sehr wenig wissen zu wollen; und wenn nicht andere siegen, so wird es neuester Geschmack werden, von der Natur zu sprechen, wie eine spröde Schöne von den Männern, und seinen Stoff zu behandeln, wie ein geschwornener Berichtersteller; wo man dann am Ende recht gut weiß, daß ein Hase über den Weg lief und kein anderes Thier, aber hiemit sich auch begnügen muß. Es wäre übrigens grober Misverstand, wenn man dächte, ich spreche hier von den treflichen menschen, die uns das schöne Detail der Natur mit so unverkenbarer Liebe vergegenwärtigen. –

Um auf meine Briefe zurückzukommen, ... Man wird vielleicht sich ärgern an diesem Hyperion, an seinen Widersprüchen, seinen Verirrungen, an seiner Stärke, wie an seiner Schwachheit, an seinem Zorn, wie an seiner Liebe. Aber es muß ja Aergerniß kommen.–

Wir durchlaufen alle eine exzentrische Bahn, und es ist kein anderer Weg möglich von der Kindheit zur Vollendung.

Die seelige Einigkeit, das Seyn, im einzigen Sinne des Worts, ist für uns verloren und wir mußten es verlieren, wenn wir es erstreben, erringen sollten. Wir reißen uns los vom friedlichen *Hen kai pan* der Welt, um es herzustellen, durch uns Selbst. Wir sind zerfallen mit der Natur, und was einst, wie man glauben kann, Eins war, widerstreitet sich jetzt, und Herrschaft und Knechtschaft wechselt auf beiden Seiten. Oft ist uns, als wäre die Welt Alles und wir Nichts, oft aber auch, als wären wir Alles und die Welt nichts. Auch Hyperion theilte sich unter diese beiden Extreme.

Jenen ewigen Widerstreit zwischen unserem Selbst und der Welt zu endigen, den Frieden alles Friedens, der höher ist, denn alle Vernunft, den wiederzubringen, uns mit der Natur zu vereinigen zu einem unendlichen Ganzen, das ist das Ziel all' unseres Strebens, wir mögen uns darüber verstehen oder nicht.

Aber weder unser Wissen noch unser Handeln gelangt in irgend einer Periode des Daseyns dahin, wo aller Widerstreit aufhört, wo Alles Eins ist; die bestimmte Linie vereinigt sich mit der unbestimmten nur in unendlicher Annäherung.

Wir hätten auch keine Ahnung von jenem unendlichen Freiden, von jenem Seyn, im einzigen Sinne des Worts, wir strebten gar nicht, die Natur mit uns zu vereinigen, wir dächten und wir handelten nicht, es wäre überhaupt gar nichts, (für uns) wir wären selbst nichts, (für uns) wenn nicht dennoch jene unendliche Vereinigung, jenes Seyn, im einzigen Sinne des Worts vorhanden wäre. Es ist vorhanden – als Schönheit; es wartet, um mit Hyperion zu reden, ein neues Reich auf uns, wo die Schönheit Königin ist. –

Ich glaube, wir werden am Ende alle sagen: heiliger Plato, vergieb! man hat schwer an dir gesündigt.

Der Herausgeber

5 - Gedichte (3)

Lebenslauf (Erste Fassung) (SWuB, Band 1, s.190)

Hoch auf strebte mein Geist, aber die Liebe zog
Schön ihn nieder; das Laid beugt ihn gewaltiger;
So durchlauf ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam.

6 - Seyn, Urteil, Modalität (aus den Frühschriften) (SWuB, Band 2, s. 49)

Seyn –, drückt die Verbindung des Subjects und Objects aus. Wo Subject und Object schlechthin, nicht nur zum Theil vereinigt ist, mithin so vereinigt, daß gar keine Theilung vorgenommen werden kan, ohne das Wesen desjenigen, was getrennt werden soll zu verletzen, da und sonst nirgends kann von einem Seyn schlechthin die Rede seyn, wie es bei der intellectualen Anschauung der Fall ist. Aber dieses Seyn muß nicht mit der Identität verwechselt werden. Wenn ich sage: Ich bin Ich, so ist das Subject (Ich) und das Object (Ich) nicht so vereinigt, daß gar keine Trennung vorgenommen werden kann, ohne, das Wesen desjenigen, was getrennt werden soll zu verletzen; im Gegenteil das Ich ist nur durch diese Trennung des Ichs vom Ich möglich. Wie kann ich sagen: Ich! ohne Selbstbewußtseyn? Wie aber ist Selbstbewußtseyn möglich? Dadurch daß ich mich mir selbst entgegensetze, mich von mir selbst trenne, aber ungeachtet dieser Trennung mich im engegengesetzten als dasselbe erkenne. Aber in wieferne als dasselbe? Ich kann, ich muß so fragen; denn in einer andern Rücksicht ist es sich entgegengesetzt. Also ist die Identität keine Vereinigung des Objects und Subjects, die schlechthin stattfände, also ist die Identität nicht = dem absoluten Seyn.

Urtheil. ist im höchsten und strengsten Sinne die ursprüngliche Trennung des in der intellectualen Anschauung innigst vereinigten Objects und Subjects, diejenige Trennung, wodurch erst Object und Subject möglich wird, die Ur=Theilung. Im Begriffe der Theilung liegt schon der Begriff der gegenseitigen Beziehung des Objects und Subjects aufeinander, und die nothwendige Voraussetzung eines Ganzes wovon Object und Subject die Theile sind. »Ich bin Ich« ist das passendste Beispiel zu diesem Begriffe der Ur=Theilung, als Theoretischer Urtheilung, denn in der praktischen Urtheilung setzt es sich dem Nichtich, nicht sich selbst entgegen.

7 - Gedichte (4)

Patmos. Dem Landgrafen von Homburg. (Erste Fassung, Erste und letzte Strophe) / (SWuB, Band 1, s. 447)

Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott
Wo aber Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.
Im Finstern wohnen
Die Adler und furchtlos gehn
Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg
Auf leichtgebaueten Brüken.
Drum, da gehäuft sind rings
Die Gipfel der Zeit, und die Liebsten
Nah wohnen, ermattend auf
Getrenntesten Bergen,
So gieb unschuldig Wasser,
O Fittige gieb uns, treuesten Sinns
Hinüberzugehn und wiederzukehren.

(...)

Zu lang, zu lang schon ist
Die Ehre der Himmlischen unsichtbar.
Denn fast die Finger müssen sie
Uns führen und schmäählich
Entreißt das Herz uns eine Gewalt.
Denn Opfer will der Himmlischen jedes,
Wenn aber eines versäumt ward,
Nie hat es Gutes gebracht.
Wir haben gedienet der Mutter Erd'
Und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient,
Unwissend, der Vater aber liebt,
Der über allen waltet,
Am meisten, daß gepfleget werde
Der veste Buchstab, und bestehendes gut
Gedeutet. Dem folgt deutscher Gesang.

8 - Aus einer fragmentarischen Abhandlung „Über Religion“ (SWuB,

Aus einer fragmentarischen Abhandlung Hölderlins ohne Titel, verfasst in einer stilisierten Briefform verfasst, von den Herausgebern der Stuttgarter Ausgabe „Über Religion“ genannt: „Du fragst mich, warum sich die Menschen eine Idee oder ein Bild machen müssen von ihrem Geschick, von dem höheren, mehr als mechanischen Zusammenhang, der ihnen ihr heiligstes ist, in dem sie sich vereinigt fühlen. So fragst du mich und ich kann nur antworten: Dieser höhere Zusammenhang kann nicht nur in Gedanken wiederholt werden. Erst in einer lebendigen Beziehung kann der Mensch erfahren, daß mehr als Maschienenang, daß ein Geist, ein Gott ist in der Welt. ... Und jeder hätte demnach seinen eigenen Gott, insoferne jeder seine eigene Sphäre hat, in der er wirkt und die er erfährt, und nur insoferne mehrere Menschen eine gemeinschaftliche Sphäre haben, haben sie eine gemeinschaftliche Gottheit ...

Also, wie einer die beschränkte aber reine Lebensweise des anderen billigen kann, so kann er auch die beschränkte aber reine Vorstellungsweise des anderen billigen, die der andere vom Göttlichen hat. Es ist im Gegenteil Bedürfnis der Menschen, so lange sie nicht gekränkt und geärgert, nicht gedrückt und nicht empört in gerechtem oder ungerechtem Kampfe begriffen sind, ihre verschiedenen Vorstellungsarten vom Göttlichen eben wie im übrigen Interesse sich einander zuzugesellen. ...

So wäre alle Religion ihrem Wesen nach poetisch. Hier kann nun noch gesprochen werden über die Vereinigung mehrerer zu einer Religion, wo jeder seinen Gott und alle einen gemeinschaftlichen in dichterischen Vorstellungen ehren, wo jeder sein höheres Leben, die Feier des Lebens mythisch feiern.

Aus einem Brief an den Bruder (SWuB,

Aus einem Brief an den Bruder

Meine Liebe ist das Menschengeschlecht, freilich nicht das verdorbene, knechtische, träge, wie wir es nur zu oft finden, auch in der eingeschränktesten Erfahrung. Aber ich liebe die große schöne Anlage auch in verdorbenen Menschen. Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seeligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig, unsere Enkel werden besser sein, als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem erwärmenden Lichte, als unter der eiskalten Zone des Despotismus. Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage. Diese Keime von Aufklärung, diese stillen Wünsche und Bestrebungen Einzelner zur Bildung des Menschengeschlechtes werden sich ausbreiten und verstärken, und herrliche Früchte tragen. Sieh lieber Karl! Dies ist, woran nun meine Herz hängt. Dies ist das heilige Ziel meiner Wünsche, und meiner Tätigkeit - dies, daß ich in unserm Zeitalter die Keime wecke, die in einem künftigen reifen werden.

9 - Gedichte (5)

Geh unter, schöne Sonne ... / (SWuB, Band 1, s.169)

Geh unter, schöne Sonne, sie achteten
Nur wenig dein, sie kannten dich, heilige, nicht,
Denn mühelos und stille bist du
Über den mühsamen aufgegangen.

Mir gehst du freundlich unter und auf, o Licht!
Und wohl erkennt mein Auge dich, herrliches!
Denn göttlich stille ehren lernt´ ich
da Diotima den Sinn mir heilte.

O du des Himmels Botin! wie lauscht ich dir!
Dir, Diotima! Liebe! wie sah von dir
Zum goldnen Tage dieses Auge
Glänzend und dankend empor. Da rauschten

Lebendiger die Quellen, es athmeten
Der dunkeln Erde Blüten mich liebend an,
Und lächelnd über Silberwolken
Neigte sich segnend herab der Aether.

Abbitte / (SWuB, Band 1, s.189)

Heilig Wesen! gestört hab´ ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimen,
Tiefen Schmerzen des Lebens
Hast du manche gelernt von mir.

O vergiß es, vergieb! gleich dem Gewölke dort
Vor dem freidlichen Mond, geh ich dahin und du
Ruhst und glänzest in deiner
Schöne wieder, du süßes Licht!

Der Sommer (SWuB, Band 1, s. 932) (aus den sog. „Dichtungen“ nach 1806)

Die Tage gehn vorbei mit sanfter Lüfte rauschen,
Wenn mit der Wolke sie der Felder Pracht vertauschen,
Des Thales Ende trifft der Berge Dämmerungen,
Dort, wo des Stromes Wellen sich hinabgeschlungen.

Der Wälder Schatten sind umhergebreitet,
Wo auch der Bach entfernt hinuntergleitet,
Und sichtbar ist der Ferne Bild in Stunden,
Wenn sich der Mensch zu diesem Sinn gefunden.

d. 24 Mai
1758

Scardanelli

10 - Epigramme (2) (mit Klangkunst)

Sophokles. (SWuB, Band 1, s.271)

Viele versuchten umsonst das Freudigste freudig zu sagen
Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus.

Immer spielt ihr ... (SWuB, Band 1, s.271)

Immer spielt ihr und scherzt? ihr müßt! o Freunde! mir geht diß
In die Seele, denn diß müssen Verzweifelte nur.

Wurzel alles Übels (SWuB, Band 1, s.271)

Einig zu seyn, ist göttlich und gut; woher ist die Sucht denn
Unter den menschen, daß nur Einer und Eines nur sei?

Gnothi Seauton (SWuB, Band 1, s.236)

Lern im Leben die Kunst, im Kunstwerk lerne das Leben,
Siehst du das Eine recht, siehst du das andere auch.

11 - Das Vorwort aus dem „Fragment von Hyperion“

Vorwort aus dem „Fragment von Hyperion“, veröffentlicht in Schillers „Thalia“
(SWuB, Band 1, s. 489)

Es gibt zwei Ideale unseres Daseins: einen Zustand der höchsten Einfalt, wo unsere Bedürfnisse mit sich selbst, und mit unseren Kräften, und mit allem womit wir in Verbindung stehen, durch die bloße Organisation der Natur, ohne unser Zutun, gegenseitig zusammenstimmen, und einen Zustand der höchsten Bildung, wo dasselbe stattfinden würde bei unendlich vielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften, durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stande sind. Die exzentrische Bahn, die der Mensch, im Allgemeinen und Einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt) zum anderen (der mehr oder weniger reinen Bildung) durchläuft, scheint sich, nach ihren wesentlichen Richtungen, immer gleich zu sein.

Die Auflösung der Dissonanzen in einem gewissen Charakter ist weder für das bloße Nachdenken, noch für die leere Lust.

Einige von diesen sollten, nebst ihrer Zurechtweisung, in den Briefen, wovon die folgenden ein Bruchstück sind, dargestellt werden.

Der Mensch möchte gerne in allem und über allem seyn, und die Sentenz in der Grabschrift des Lojola:

non coerceri maximo, contineri tamen a minimo

kann eben so die alles begehrende, alles unterjochende gefährliche Seite des Menschen, als den höchsten und schönsten ihm erreichbaren Zustand bezeichnen. In welchem Sinne sie für jeden gelten soll, muß sein freier Wille entscheiden.

12 Aus dem Hyperion (SWuB, Band 1, s. 614, Hyperion - Erster Band, Erstes Buch)

Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Brust spielt. Verloren ins weite Blau, blick ich oft hinauf in den Aether und hinein ins heilige Meer, und mir ist, als öffnet ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit.

Eines zu sein mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.

Eines zu sein mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht.

Eines zu sein mit Allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne

Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseliget, verschönert die Welt.

Auf dieser Höhe steh ich of, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Besinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Asyl, die ewigeinige Welt, ist hin; die Natur verschleißt die Arme, und ich stehe, wie ein Fremdling, vor ihr, und verstehe sie nicht.

...

Oh ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da, wie ein mißratener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.

13 Aus dem Hyperion (SWuB, Band 1, s. 636, Hyperion - Erster Band, Erstes Buch)

Hyperion an Bellarmin (zu Alabanda):

Aber auf unser vorig Gespräch zu kommen! Du räumst dem Staate denn doch zuviel Gewalt ein. Er darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe gibt und der Geist, das läßt sich nicht erzwingen. Das laß er unangetastet, oder man nehem sein Gesetz und schlage es an den Pranger! Beim Himmel! der weiß nicht, was er sündigt, der den Staat zur Sittenschule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte.

Die rauhe Hülse um den Kern des Lebens und nichts weiter ist der Staat. Er ist die Mauer um den Garten menschlicher Früchte und Blumen.

Aber was hilft die Mauer um den Garten, wo der Boden dürre liegt? Da hilft der Regen vom Himmel allein. O Regen vom Himmel! o Begeisterung! Du wirst den Frühling der Völker uns wiederbringen. Dich kann der Staat nicht hergebieten. Aber er störe dich nicht, so wirst du kommen, kommen wirst du, mit deinen allmächtigen Wonnen, in golgne Wolken wirst du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden staunen und fragen, ob wir es noch seien, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob dort uns ein Frühling blühe - fragst du mich, wann dies sein wird? Dannm wann die Lieblingin der Zeit, die jüngste, schönste Tochter der Zeit, die neue Kirche, hervorgehn wird aus diesen befleckten veralteten Formen, wann das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menschen seine Gottheit, und seiner Brust die schöne Jugend wiederbringen wird, wann - ich kann sie nicht verkünden, denn ich ahne sie kaum, aber sie kömmt gewiß, gewiß. Der Tod ist ein Bote des Lebens, und das wir jetzt schlafen in unsern Krankenhäusern , dies zeugt vom nahen gesunden Erwachen. Dann, dann erst sind wir, dann ist das Element der Geister gefunden!

14 Aus dem Hyperion (SWuB, Band 1, s. 681 / Hyperion - Erster Band, Zweites Buch)

Hyperion an Bellarmin

Wir sprachen unter einander von der Trefflichkeit des alten Athenervolks, woher sie komme, worin sie bestehe. Einer sagte, das Klima hat es gemacht; der andere: die Kunst und Philosophie; der dritte: Religion und Staatsform.

Athenische Kunst und Religion, und Philosophie und Staatsform, sagt ich, sind Blüten und Früchte des Baums, nicht Boden und Wurzel. Ihr nehmt die Wirkungen für die Ursache.

Wer mir aber sagt, das Klima habe dies alles gebildet, der denke, daß auch wir darin noch leben.

Ungestörter in jedem Betracht, von gewaltsamem Einfluß freier, als irgendein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer schwächt sie, kein Kriegsglück berauscht sie, kein fremder Götterdienst betäubt sie, keine eilfertige Weisheit treibt sie zu zu unzeitiger Reife. Sich selber überlassen, wie der werdende Diamant, ist ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Pisistratus und Hipparch. Nur wenig Anteil nahmen sie am trojanischen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meisten griechischen Völker zu früh erhitzt und belebte. - Kein außerordentlich Schicksal erzeugt den Menschen. Groß und kolossalisch sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder was dasselbe ist, Menschen werden sie nie, oder spät erst, wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre getan, hat ihnen nicht Armut und nicht Überfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels sind nicht, wie ein Feuerregen, auf sie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauschte sie nicht mit Liebkosungen und übergütigen Gaben, wie sonst hie und da die törige Mutter tut.

Hienzu kam die wundergroße Tat des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eignen königlichen Gewalt.

O! solch ein Samenkorn in die Herzen des Volkes geworfen, muß einen Ozean von goldnen Ähren erzeugen, und sichtbar wirkt und wuchert es spät noch unter den Athenern.

Also noch einmal! daß die Athener so frei von gewaltsamem Einfluß aller Art, so recht bei mittelmäßiger Kost aufwuchsen, das hat sie so vortrefflich gemacht, und dies nur konnt es!

Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! tut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre und so von ihm euch unterscheide, tut nicht zuviel, daß er eure oder seine Gewalt nicht fühle, und so von ihm sich unterscheide, kurz, laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm gibt, denn nur so wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, so bald er Mensch ist. Und ist er Gott, so ist er schön.

Sonderbar! rief einer von den Freunden.

Du hast noch nie so tief aus meiner Seele gesprochen rief Diotima.

Ich hab es von dir, erwidert ich.

So war der Athener ein Mensch, fuhr ich fort, so muß er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, schön, an Leib und Seele, wie man zu sagen pflegt.

Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit ist die Kunst. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst. Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Götter. Denn im Anfang war der Mensch und seine Götter Eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war. - Ich spreche Mysterien, aber sie sind. -

Das erste Kind der göttlichen Schönheit ist die Kunst. So war es bei den Athenern.

Der Schönheit zweite Tochter ist Religion. Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in manigfaltigen Gestalten ihm erscheinen. Auch so wars bei den Athenern. Und ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geist, und alles Denken und Tun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeschlagen ist.

Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die echten Kinder ewiger Schönheit - vollendeter Menschennatur - sind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst, und die Religion mit unbefangenen Auge sehn will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten.

Mängel und Mißtritte gibt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den gegenständen ihrer Kunst doch meist den reinen Menschen findet. Da ist nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Aegyptier und Goten, da ist Menschensinn und Menschengestalt. Sie schweiften weniger als andre, zu den Extremen des Übersinnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr, denn andre.

Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu vertraulich! -

Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nötige Sinn für Freiheit.

Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkür, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesetzesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; im Norden glaubt man an das reine freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesetzlichen zu hängen.

Der Athener kann die Willkür nicht ertragen, weil seine göttliche Natur nicht will gestört sein, er kann Gesetzlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt sein, und tut auch recht daran.

Gut! unterbrach mich einer, das begreif ich, aber, wie dies dichterische religiöse Volk nun auch ein philosophisch Volk sein soll, das seh ich nicht.

Sie wären sogar, sagt ich, ohne Dichtung nie ein philosophisch Volk gewesen!

Was hat die Philosophie, erwidert´ er, was hat die kalte Erhabenheit dieser Wissenschaft mit Dichtung zu tun?

Die Dichtung, sagt ich, meiner Sache gewiß, ist der Anfang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen göttlichen Seins.

Und so läuft am End auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnisvollen Quelle der Dichtung zusammen.

Das ist ein paradoxer Mensch, rief Diotima, jedoch ich ahn ihn. Aber ihr schweift mir aus. Von Athen ist die Rede.

Der Mensch, begann ich wieder, der nicht wenigstens im Leben Einmal volle laute Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben am Irisbogen, in einander spielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeisterung alles innigst übereinstimmt, der Mensch wird nicht einmal ein philosophischer Zweifler werden, sein Geist ist nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geschweige zum Aufbaun. Denn glaubt mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangellosen Schönheit kennt, die nie gedacht wird. Das trockne Brot, das menschliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verschmähet er nur darum, weil er ingeheim am Göttertische schwelgt.

Schwärmer! rief Diotima, darum warst auch du ein Zweifler. Aber die Athener!

Ich bin ganz nah an ihnen, sagt ich. Das große Wort, daß – **en diapheron eauto, das eine in sich selber Unterschiedne** – des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es ist das Wesen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gabs keine Philosophie.

Nun konnte man bestimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menschen, war da im Leben und Geiste, das Unendlicheinige war.

Man konnte es aus einander setzen, zerteilen im Geiste, konnte das Geteilte neu zusammendenken, konnte so das Wesen des Höcjsen und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Gesetze geben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten.

Seht ihr nun, warum besonders die Athener auch ein philosophisch Volk sein mußten?

Das konnte der Aegyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worin er sich regt, ist von Natur auch in sich selbst so einig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht wie ein Grieche.

Wie ein prächtiger Despot, wirft seine Bewohner der orientalische Himmelstrich mit seiner Macht und seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knien, eh er sprechen gelernt hat, muß er beten; ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß er sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schicksal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Aegyptier ist hingegeben, eh er ein Ganzes ist, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaftes Rätsel; die stumme finstre Isis ist sein Erstes und Letztes, eine leere Unendlichkeit und da heraus ist nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabensten Nichts wird nichts geboren.

Der Norden treibt hingegen seine Zöglinge zu früh in sich hinein, und wenn der Geist des feurigen Aegyptiers zu reiselustig in die Welt hinausieht, schickt im Norden sich der Geist zur Rückkehr in sich selbst an, ehe er nur reisefertig ist.

Man muß im Norden schon verständig sein, noch eh ein reif Gefühl in einem ist, man mißt sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, eh er sich bildet und entwickelt. Der bloße Verstand, die bloße Vernunft sind immer die Könige des Nordens.

Aber aus bloßem Verstand ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen. Verstand ist ohne Geistesschönheit, wie ein dienstbarer Geselle, der den Zaun aus grobem Holz zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle aneinander nagelt, für den Garten, den der Meister bauen will. Des Verstandes ganzes Geschäft ist Notwerk. Vor dem Unsinn, vor dem Unrecht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu sein vor Unsinn und vor Unrecht ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortrefflichkeit.

Vernunft ist ohne Geistes-, ohne Herzensschönheit, wie ein Treiber, den der herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß, so wenig, so wenig, als die Knechte, was aus all der unendlichen Arbeit werden soll, und ruft nur: tummelt euch, und siehet es fast ungern, wenn es vor sich geht, denn am Ende hätt er ja nichts mehr zu treiben, und seine Rolle wäre gespielt.

Aus bloßem Verstande kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn nur die beschränkte Erkenntnis des Vorhandnen.

Aus bloßer Vernunft kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffs.

Leuchtet aber das göttliche ***en diapheron eauto, das eine in sich selber Unterschiedne***, das Ideal der Schönheit der strebenden Vernunft, so fodert sie nicht blind, und weiß, warum, wozu sie fodert.

Scheint, wie der Maitag in des Künstlers Werkstatt, dem Verstande die Sonne des Schönen zu seinem Geschäfte, so schwärmt er zwar nicht hinaus und läßt sein Notwerk stehn, doch denkt er gerne des Festtags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.

15 Gedichte (6)

Ermunterung / (SWuB, Band 1, s. 278)

Echo des Himmels! heiliges Herz! warum
Warum verstummst du unter den Lebenden,
Schläfst, freies! von den Götterlosen
Ewig hinab in die Nacht verwiesen?

Wacht denn, wie vormals, nimmer des Aethers Licht?
Und blüht die alte Mutter, die Erde nicht?
Und übt der Geist nicht da und dort, nicht
Lächelnd die Liebe das Recht noch immer?

Nur du nicht mehr! doch mahnen die Himmlischen,
Und stillebildend weht, wie ein kahl Gefild,
Der Othem der Natur dich an, der
Allerheiternde, seelenvolle.

Beim Jova! bald, bald singen die Haine nicht
Des Lebens Lob allein, denn es ist die Zeit,
Daß aus der Menschen Munde sie, die
Schönere Seele sich neuverkündet,

Dann liebender im Bunde mit Sterblichen
Das Element sich bildet, und dann erst reich,
Bei frommer Kinder Dank, der Erde
Brust, die unendliche, sich entfaltet

Und unsre Tage wieder, wie Blumen, sind
Wo sie, des Himmels Sonne sich ausgetheilt
Im stillen Wechsel sieht und wieder
Froh in den Frohen das Licht sich findet,

Und er, der sprachlos waltet und unbekannt
Zukünftiges bereitet, der Gott, der Geist
Im Menschenwort, am schönen Tage
Kommenden Jahren, wie einst, sich ausspricht.

CD 2

1 - Gedichte (mit Klangkunst)

Sybille (SWuB, Band 1, s.234)

Der Sturm

Aber sie schmähn

Schütteln gewaltig den Baum doch auch die thörigen Kinder
werfen mit Steinen

Aber

Die Äste beugt.

Und der Rabe singt.

So wandert das Wetter Gottes über

Aber du heilger Gesang

Und suchst armer Schiffer den gewohnten

Zu den Sternen siehe.

2 - Das »Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus«

Der folgende Text, das sogenannte »Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus« ist in der Handschrift Hegels überliefert, geht aber, nach übereinstimmender Meinung – und erkennbar in Gehalt und Aussage - auf Hölderlin zurück. Es ist allerdings weniger ein Programm oder Manifest - sondern eher Skizze für eine später zu verfassende Arbeit:

... Da die ganze Metaphysik künftig in die Moral fällt (wovon Kant mit seinen beiden praktischen Postulaten nur ein Beispiel gegeben, nichts erschöpft hat), so wird diese Ethik nichts anders als ein vollständiges System aller Ideen, oder, was dasselbe ist, aller praktischen Postulate sein. Die erste Idee ist natürlich die Vorstellung von mir selbst als einem absolut freien Wesen. Mit dem freien, selbstbewussten Wesen tritt zugleich eine ganze Welt - aus dem Nichts hervor - die einzig wahre und gedenkbare Schöpfung aus Nichts. - Hier werde ich auf die Felder der Physik herabsteigen; die Frage ist diese: Wie muss eine Welt für ein moralisches Wesen beschaffen sein? Ich möchte unsrer langsamen an Experimenten mühsam schreitenden Physik, einmal wieder Flügel geben

So- wenn die Philosophie die Ideen, die Erfahrung die Data angibt, können wir endlich die Physik im Großen bekommen, die ich von späteren Zeitaltern erwarte. Es scheint nicht, dass die jetzige Physik einen schöpferischen Geist, wie der unsrige ist oder sein soll, befriedigen könne.

Von der Natur komme ich aufs Menschenwerk. Die Idee der Menschheit voran - will ich zeigen, dass es keine Idee vom Staat gibt, weil der Staat etwas mechanisches ist, so wenig als es eine Idee von einer Maschine gibt. Nur was Gegenstand der Freiheit ist, heißt Idee. Wir müssen also auch über den Staat hinaus! - Denn jeder Staat muss freie Menschen als mechanisches Räderwerk behandeln; und das soll er nicht; also soll er aufhören. Ihr seht von selbst, dass hier alle Ideen vom ewigen Frieden usw. nur untergeordnete Ideen einer höhern Idee sind. Zugleich will ich hier die Prinzipien für eine Geschichte der Menschheit niederlegen und das ganze elende Menschenwerk von Staat, Verfassung, Regierung, Gesetzgebung - bis auf die Haut entblößen. Endlich kommen die Ideen von einer moralischen Welt, Gottheit, Unsterblichkeit - Umsturz alles Aberglaubens, Verfolgung des Priestertums, das neuerdings Vernunft heuchelt, durch die Vernunft selbst. - Absolute Freiheit aller Geister, die die intellektuelle Welt in sich tragen und weder Gott noch Unsterblichkeit außer sich suchen dürfen.

Zuletzt die Idee, die alle vereinigt, die Idee der Schönheit, das Wort in höherem, platonischem Sinne genommen. Ich bin nun überzeugt, dass der höchste Akt der Vernunft, der, indem sie alle Ideen umfasst, ein ästhetischer Akt ist, und dass Wahrheit und Güte, nur in der Schönheit verschwistert sind. Der Philosoph muss eben so viel ästhetische Kraft besitzen, als der Dichter. Die Menschen ohne ästhetischen Sinn sind unsre Buchstabenphilosophen. Die Philosophie des Geistes ist eine ästhetische Philosophie. Man kann in nichts geistreich sein, selbst über Geschichte kann man nicht geistreich raisonnieren - ohne ästhetischen Sinn. Hier soll offenbar werden, woran es

eigentlich den Menschen fehlt, die keine Ideen verstehen - und treuherzig genug gestehen, dass ihnen alles dunkel ist, sobald es über Tabellen und Register hinaus geht.

Die Poesie bekommt dadurch eine höhere Würde, sie wird am Ende wieder, was sie am Anfang war - Lehrerin der Menschheit; denn es gibt keine Philosophie, keine Geschichte mehr, die Dichtkunst allein wird alle Wissenschaften und Künste überleben.

Zu gleicher Zeit hören wir oft, der große Haufen müsse eine sinnliche Religion haben. Nicht nur der große Haufen, auch der Philosoph bedarf ihrer. Monotheismus der Vernunft und des Herzens, Polytheismus der Einbildungskraft und der Kunst, dies ist's, was wir bedürfen!

Zuerst werde ich hier von einer Idee sprechen, die, soviel ich weiß, noch in keines Menschen Sinn gekommen ist - wir müssen eine neue Mythologie haben, diese Mythologie aber muss im Dienste der Ideen stehen, sie muss eine Mythologie der Vernunft werden.

Ehe wir die Ideen ästhetisch, d.h. mythologisch machen, haben sie für das Volk kein Interesse, und umgekehrt: ehe die Mythologie vernünftig ist, muss sich der Philosoph ihrer schämen. So müssen endlich Aufgeklärte und Unaufgeklärte sich die Hand reichen, die Mythologie muss philosophisch werden, um das Volk vernünftig, und die Philosophie muss mythologisch werden, um die Philosophen sinnlich zu machen. Dann herrscht ewige Einheit unter uns. Nimmer der verachtende Blick, nimmer das blinde Zittern des Volks vor seinen Weisen und Priestern. Dann erst erwartet uns gleiche Ausbildung aller Kräfte, des einzelnen sowohl als aller Individuen. Keine Kraft wird mehr unterdrückt werden, dann herrscht allgemeine Freiheit und Gleichheit der Geister! - Ein höherer Geist vom Himmel gesandt, muss diese neue Religion unter uns stiften, sie wird das letzte, größte Werk der Menschheit sein.

3 - Rainer Maria Rilke - An Hölderlin (aus: Rilke - Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens, Gedichte aus den Jahren 1906-1926, Insel, Fr.a.Main) 1975

Verweilung, auch im Vertrautesten nicht,
ist uns gegeben; aus den erfüllten
Bildern stürzt der Geist zu plötzlich füllenden; Seen
sind erst im Ewigen. Hier ist Fallen
das Tüchtigste. Aus dem gekonnten Gefühl
überfallen hinab in geahndete, weiter.

Dir, du Herrlicher, war, dir war, du Beschwörer ein ganzes
Leben das dringende Bild, wenn du es aussprachst,
die Zeile schloß sich wie Schicksal, ein Tod war
selbst in der lindesten, und du betratest ihn; aber
der vorgehende Gott führte dich drüben hervor.

O du wandelnder Geist, du wandelnder! Wie sie doch alle
wohnen im warmen Gedicht, häuslich und lang
bleiben im schmalen Vergleich. Teilnehmende. Du nur
ziehst wie der Mond. Und unten hellt und verdunkelt
deine nächtliche sich, die heilig erschrockene Landschaft,
die du in Abschieden fühlst. Keiner
gab sie erhabener hin, gab sie ans Ganze
heiler zurück, unbedürftiger. So auch
spilst du heilig durch nicht mehr gerechnete Jahre
mit dem unendlichen Glück, als wär es nicht innen, läge
keinem gehörend im sanften
Rasen der Erde umher, von göttlichen Kindern verlassen.

Ach, was die Höchsten begehren, du legtest es wunschlos
Baustein auf Baustein: es stand. Doch selber sein Umsturz
irrte dich nicht.

Was, da ein solcher, Ewiger, war, mißtraun wir
immer dem Irdischen noch? Statt am Vorläufigen ernst
die Gefühle zu lernen für welche
Neigung, künftig im Raum?

Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. Siehe, wie klein dort,
siehe: die letzte Ortschaft der Worte, und höher,
aber wie klein auch, noch ein letztes
Gehöft von Gefühl. Erkennst du's?
Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. Steingrund
unter den Händen. Hier blüht wohl
einiges auf; aus stummem Absturz
blüht ein unwissendes Kraut singend hervor.
Aber der Wissende? Ach, der zu wissen begann
und schweigt nun, ausgesetzt auf den Bergen des Herzens.

Da geht wohl, heilen Bewußtseins,
manches umher, manches gesicherte Bergtier,
wechselt und weilt. Und der große geborgene Vogel
kreist um den Gipfel reine Verweigerung. – Aber
ungeborgene, hier auf den Bergen des Herzens ...

Immer wieder, ob wir der Liebe Landschaft auch kennen
und den kleinen Kirchhof mit seinen klagenden Namen
und die furchtbar verschweigende Schlucht, in welcher die andern
enden: immer wieder gehn wir zu zweien hinaus
unter die alten Bäume, lagern uns immer wieder
zwischen die Blumen, gegenüber dem Himmel.

4 - Es giebt einen Naturzustand ... (SWuB, Band 2, s. 46)

Es giebt einen Naturzustand der Einbildungskraft, der mit jener Anarchie der Vorstellungen, die der Verstand organisierte, zwar die Gesezlosigkeit gemein hat, aber in Rücksicht auf das Gesez, durch das er geordnet werden soll, von jenem wol unterschieden werden muß.

Ich meine unter diesem Naturzustande der Einbildungskraft, unter dieser Gesezlosigkeit die moralische, unter diesem Geseze, das Gesez der Freiheit.

Dort wird die Einbildungskraft an und für sich, hier in Verbindung mit dem Begehrungsvermögen betrachtet.

In jener Anarchie der Vorstellungen wo die Einbildungskraft theoretisch betrachtet wird, war zwar eine Einheit des Mannigfaltigen, Ordnung der Warnemungen möglich, aber zufällig.

Es giebt eine Seite des empirischen Begehrungsvermögens, die Analogie dessen, was Natur heißt, die am auffallensten ist, wo das notwendige mit der Freiheit, das Bedingte mit dem Unbedingten, das Sinnliche mit dem Heiligen sich zu verbrüdern scheint, eine natürliche Unschuld, man möchte sagen eine Moralität des Instinkts, und die ihm gleichgestimmte Phantasie ist himmlisch.

Aber dieser Naturzustand hängt als ein solcher auch von Naturursachen ab.

Es ist ein bloßes Glück, so gestimmt zu sein.

Wäre das Gesez der Freiheit nicht, unter welchem das Begehrungsvermögen zusamt der Phantasie stünde, so würde es niemals einen vesten Zustand geben, der demjenigen gliche, der so eben angedeutet worden ist, wenigsten würde es nicht von uns abhängen, ihn vestzuhalten. Sein Gegenteil würde eben so stattfinden, ohne daß wir es hindern könnten.

Das Gesez der Freiheit aber gebietet, one alle Rücksicht auf die Hülfe der Natur. Die Natur mag zu Aussübung desselben förderlich sein, oder nicht, es gebietet. Vielmehr sezt es einen Widerstand in der Natur voraus, sonst würde es nicht gebieten. Das erstemal, das das Gesez der Freiheit sich an uns äußert, erscheint es strafend. Der Anfang all' unsrer Tugend geschieht vom Bösen. Die Moralität kann also niemals der Natur anvertraut werden. Denn wenn die Moralität auch nicht aufhörte Moralität zu sein, so bald die Bestimmungsgründe in der natur und nicht in der Freiheit liegen, so wäre doch die Legalität, die durch bloße Natur hervorgebracht werden könnte, ein ser unsicheres, nach Zeit und Umständen wandelbares Ding

5 Gedichte

Die Muße (SWuB, Band 1, s.169)

Sorglos schlummert die Brust und es ruhn die strengen Gedanken.
Auf die Wiese geh´ich hinaus, wo das Gras aus der Wurzel
Frisch, wie die Quelle mir keimt, wo die liebliche Lippe der Blume
Mir sich öffnet und stum mit süßem Othem mich anhaucht.
Und an tausend Zweigen des Hains, wie an brennenden Kerzen
Mir das Flämchen des Lebens glänzt, die röthliche Blüthe,
Wo im sonnigen Quell die zufriednen Fische sich regen,
Wo die Schwalbe das nest mit den thörigen Jungen umflattert,
Und die Schemetterlinge sich freun und die Bienen da wandl´ich
Mitten in ihrer Lust; ich steh im friedlichen Felde
Wie ein liebender Ulmbaum da, und wie Reben und Trauben
Schlingen sich rund um mich die süßen Spiele des Lebens.

Oder schau ich hinauf zum Berge, der mit Gewölken
Sich die Scheitel umkränzt und die düstern Loken im Winde
Schüttelt, und wenn er mich trägt auf seiner kräftigen Schulter,
Wenn die leichtere Luft mir alle Sinne bezaubert
Und das unendliche Tal, wie eine farbige Wolke
Unter mir liegt, da werd´ich zum Adler, und ledig des Bodens
Wechselt mein Leben im All der natur wie Nomaden den Wohnort.
Und nun führt mich der Pfad zurück ins Leben der Menschen,
Fernher dämmert die Stadt, wie eine eherne Rüstung
Gegen die Macht des Gewittergotts und der Menschen geschmiedet
Majestetisch herauf, und ringsum ruhen die Dörfchen;
Und die Dächer umhüllt, vom Abendlichte geröthet
Freundlich der häußliche Rauch; es ruhn die sorglich umzäunten
Gärten, es schlummert der Pflug auf den gesonderten Feldern.

Aber ins Mondlicht steigen herauf die zerbrochenen Säulen
Und die Tempelthore, die einst der Furchtbare traf, der geheime
Geist der Unruh, der in der Brust der Erd´ und der Menschen
Zürnet und gährt, der Unbezwungne, der alte Erobrer
Der die Städte, wie Lämmer, zerreißt, der einst den Olympus
Stürmte, der in den Bergen sich regt, und Flammen herauswirft.
Der die Wälder entwurzelt und durch den Ozean hinfährt
Und die Schiffe zerschlägt und doch in der ewigen Ordnung
Niemals irre dich macht, auf der Tafel deiner Geseze

Keine Sylbe verwischt, der auch dein Sohn, o Natur, ist
Mit dem Geiste der Ruh´ aus Einem Schoose geboren. –

Hab´ ich zu Hauße dann, wo die Bäume das Fenster umsäuseln
Und die Luft mit dem Lichte mir spielt, von menschlichem Leben
Ein erzählendes Blatt zu gutem Ende gelesen
Leben! Leben der Welt! du liegst wie ein heiliger W(ald da)
Sprech ich dann und es nehme die Axt, wer will dich zu ebnen,
Glücklich wohn´ich in dir.

6 - Poetologisches - Michael Knaupp und Thrasybulos Giorgiades (SWuB, Band III, s. 36)

Michael Knaupp, aus einem Kommentar zu den Gedichten Hölderlins:

Die intensive Beschäftigung mit der Chorlyrik des Sophokles und insbesonderr Pindars führt ... zu den frei rythmischen Gesängen der zeit ab 1801. Von Pindar wird dabei die triadische Form (Strophe - Antistrophe - Epode) übernommen und die harte Fügung im »Rythmus der Vorstellungen« und »Wechsel der Töne«

und aus Nennen und Erklingen, von Thrasybulos Georgiades

(Thrasybolus Georgiades, Nennen und Erklingen. Sammlung Vandenhoeck, Göttingen)

Die Dichtung hat aus der natürlichen (unreflektierten) Sprache ein Moment herausgelöst und zum eigenständigen ›Stoff‹ gemacht, mit dem sie arbeitet: den Rythmus. Die Sprache als Rythmus wird in der Dichtung eigenständig gehandhabt.

Das gilt in besonderer Weise für die Dichtung Hölderlins. Hölderlins Werk war nur in einer Sprache wie der deutschen möglich. Die ›harte Fügung‹ seiner späteren und späten Dichtung ist wie eine Ausführung der Nennakt-Struktur, somit diese geradezu das Thema der Dichtung Hölderlins. Bei Hölderlin wird nun aber nicht nur das griechische Versschema in deutsches Versprinzip übertragen, sondern auch dieses wird verwandelt: in einen den Nennakt darstellenden dichterischen Bau.

Eigentlich kommen (die Verse der späteren Hölderlin´schen Gedichte) erst zur Geltung, wenn man das Versschema vergißt. Das ist nicht eine Aufforderung naturalistisch zu sprechen, sondern vielmehr dazu, das Zentripetale der Wortbilder als das Primäre zu empfinden und im übrigen die Verse als Verse, als sprachliche Wirklichkeiten zu sagen. Dann fangen diese gegebenen, fertigen Gebilde - Bedeutungsgebilde - an, als Wirklichkeiten zu erstehen.

Zwischen dem Sprechen dieser Einheiten, dort wo aus dem Bedeutungszusammenhang und sozusagen aus der Aura des Nennens Einschnitte entstehen, schalte ich Zäsuren, Pausen ein. Für ihre Dauer benötige ich keine Vorschrift, denn auch bei übertrieben vielen und langen Pausen versteht man den Sinnzusammenhang. Er entsteht durch die präformierten kleinen Gebilde, die Worte; sie bestimmen den sprachlich-dichterischen Rythmus.

Die frühen Dichter des Abendlandes - ich nenne etwa Dante, Shakespeare, Goethe - haben sich gleichsam noch nicht ganz getrennt von der Musiké, in dem Sinn, daß sie das Musikalische der Sprache noch nicht ganz abgestreift haben. Bei ihnen lebt der Vers - wir gehen vom Vers aus, das ist die Grundlage der Dichtung - noch von der Erinnerung an Musikalisches, ... er vermittelt das Gefühl des Zusammenhangs, des Fortlaufens, was ja den musikalischen Rythmus kennzeichnet und wird das für das Zusammenhängende bezeichnende Moment des Finalen, Zielstrebigen, durch den Reim unterstrichen. Dort wäre es künstlich, das Zentripetale herauszuarbeiten. Die Worte werden noch gleichsam unreflektiert in den Dienst des Sinnzusammenhangs gestellt. ... Ich erinnere, bleiben wir in der deutschen Sprache, gleichzeitig mit Hölderlin - an Goethe:

Niedergegangen ist die Sonne,
Doch im Westen glänzt es immer;
Wissen möcht ich wohl, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?

Es wäre inadäquat, diese Verse mit Zäsuren, Pausen, Auf- und Abtaktung zu sprechen. Hier liegt eine von Grund auf andere Haltung vor. Der West-östliche Divan ist zwar der Entstehungszeit nach später als Hölderlin, doch ist Hölderlin die spätere, eine neue Reflexionsstufe. Hölderlin betrachtet die Sprache nur als Sprache; alle Bezüge sind sprachlicher Natur. Daher sollte Hölderlin unser Lehrmeister sein, wenn wir erfahren wollen, was Sprache ist. Nur Hölderlin; denn die Tragik der Geschichte wollte es, daß das Neue mit ihm auch zugleich zuende ging.

Liest man ein Hölderlin-Gedicht, so wirkt es dadurch, daß die Sätze frei stehen, daß sie die Würde der Sprache, ihre Verbindlichkeit haben, daß sie etwas Rundplastisches, harte Fügung sind und sich nicht dem rythmischen Fluß eines Versschemas unterordnen, wie Prosa. Was bedeutet dies? Man vernimmt Sprache als Rythmus, d.h. als Geistiges, Wirkliches. Hat man das erfahren, so vermutet man, daß Hölderlins Dichtung wesentlich von derjenigen Sprache herkommt, die wir im Gegensatz zum ›Gedicht‹ ›Prosa‹ nennen - doch bedachte Prosa, bedachte Sprache. Dies aber entspricht Hölderlins Werdegang. Er schreibt zuerst Gedichte in üblicher abendländischer glatter Fügung, dann kommt der erste echte Hölderlin, 1796(-98), Hyperion: Prosa! Und darauf folgen erst die Dichtungen in harter Fügung. Der Hyperion ist ja so wie diese Dichtungen zu lesen (man hat schon gesagt, wie Hexameter), und diese Dichtungen (füge ich hinzu) sind wie der Hyperion zu lesen. Die Sprachrealität des Hyperion gibt den Ansoß, rythmische Schemata nach der Art der Hyperion-Sprache als feste Folge hinzustellen und darüber Sprache als Wirkliches, wie den Hyperion, aber durch das feste Schema noch ausdrücklicher, zu schaffen.

Was aber ist der Aussage-Gehalt bei Hölderlin? Die Sprache selbst, was sie sagt.

Und das Werden versteh das Wechseln

ist verbindlich, weil sie es sagt. Hölderlin verstehen, bedeutet, seine Sprache als Wirkliches in sich zu tragen.

Die gegenseitige Befruchtung von Versschema und Sprachsinn erscheint mir ähnlich wie das Verhältniss von Takt und Ausfüllung durch den konkreten Rythmus bei den Wiener Klassikern.

In einer strukturell wohl sekundären, aber, was den Sinn anlangt, nicht weniger wesentlichen Schicht entsteht nun diese merkwürdig milde Spannung zwischen Sprachsinn und Betonungsschema, zwischen konkreten rythmischen Notenwerten und Takt, die das Gedicht oder die Musik belebt. Hölderlin versteht es, den Sprachsinn durch ein bedachtes Deklamieren der Sprache zu realisieren, das darin besteht, daß er mit Silbendauer und -betonung zugleich operiert, sie gleichsam gegeneinander ausspielt, und uns dadurch zwingt, ›besinnlich‹ zu deklamieren, auf dem Sinn zu verweilen, ihn erstehen zu lassen.

7 Gedichte

Hyperions Schicksal / (SWuB, Band 1, s. 745)

Ihr wandelt oben im Licht
Auf weichem Boden, seelige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schiksaallos, wie der schlafende
Säugling, athmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe,
Blühet ewig
Ihnen der Geist,
Und die seeligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahr lang ins Ungewisse hinab.

Blödigkeit / (SWuB, Band 1, s. 443)27

Sind denn dir nicht bekannt viele Lebendigen?
Geht auf Wahrem dein Fuß nicht, wie auf Teppichen?
Drum nur, mein Genius! tritt nur
Baar in´s Leben, und Sorge nicht!

Was geschiehet, es sei alles gelegen dir!
Sei zur Freude gereimt, oder was könnte denn
Dich belaidigen, Herz, was
Da begegnen, wohin du sollst?

Denn, seit Himmlischen gleich Menschen, ein einsam Wild
Und die Himmlischen selbst führet, der Einkehr zu,
Der Gesang und der Fürsten
Chor, nach Arten, so waren auch

Wir, die Zungen des Volks gerne bei Lebenden,
Wo sich vieles gesellt, freudig und jedem gleich,
Jedem offen, so ist ja
Unser Vater, des Himmels Gott,

Der den denkenden Tag Armen und Reichen gönnt,
Der, zur Wende der Zeit, und die Entschlafenden
Aufgerichtet an goldnen
Gängelbanden, wie Kinder, hält.

Gut auch sind und geschickt einem zu etwas wir,
Wenn wir kommen, mit Kunst, und von den Himmlischen
Einen bringen. Doch selber
Bringen schikliche Hände wir.

Heidelberg (SWuB, Band 1, s.253)

Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du der Vaterlandsstädte
Ländlichschönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt
Leicht und kräftig die Brücke
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt ein Zauber einst
Auf der Brücke mich an, da ich vorüber gieng
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien,

Und der Jüngling der Strom fort in die Ebene zog
Traurigfroh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön
Liebend unterzugehn
In die Fluten der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn
All ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal hieng die gigantische
Schiksaalskundige Burg nieder bis auf den Grund
Von den Wettern zerrissen;
doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab.

Sträucher blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

8 Theodor W. Adorno, Parataxis, Zur späten Lyrik Hölderlins

aus: Über Hölderlin, herausgegeben von Jochen Schmidt, Frankf. a.M., Insel Verlag 1970

aus: Parataxis - von Theodor W. Adorno

Die traditionelle Logik (der Synthesis) wird (darum) von Hölderlin zart nur suspendiert. Benjamin hat deskriptiv mit dem Begriff der Reihe diesen Sachverhalt erreicht:» ... so daß hier, um die Mitte des Gedichts, Menschen, Himmlische und Fürsten, gleichsam abstürzend aus ihren alten Ordnungen, zueinander gereiht sind«

Was von Benjamin auf die Hölderlinsche Metaphysik als Ausgleich der Sphären der Lebendigen und der Himmlischen bezogen wird, nennt zugleich die sprachliche Verfahrensweise. Während die Hölderlinsche ... durchgebildeter hypotaktischer Konstruktionen nicht enträt, fallen als kunstvolle Sörungen Parataxen auf, welche der logischen Hierarchie subordinierender Syntax ausweichen. Unwiderstehlich zieht es Hölderlin zu solchen Bildungen. Musikhaft ist die Verwandlung der Sprache in eine Reihung, deren Elemente anders sich verknüpfen als im Urteil.

Unter Parataxe sind aber nicht nur, eng, die mikrologischen Gestalten reihenden Übergangs zu denken. Wie in Musik ergreift die Tendenz größere Strukturen. Hölderlin kennt Formen, die, in erweitertem Sin, insgesamt parataktisch heißen dürfen.

9 Frankfurter Aphorismen (SWuB, Band 2, s. 59)

Nur das ist die wahrste Wahrheit, in der auch der Irrtum, weil sie ihn im ganzen ihres Systems, in seine Zeit und seine Stelle setzt, zur Wahrheit wird. Sie ist das Licht, das sich selber und auch die Nacht erleuchtet. Diß ist auch die höchste Poesie, in der auch das unpoetische, weil es zu rechter Zeit und am rechten Orte im Ganzen des Kunstwerks gesagt ist, poetisch wird. Aber hiezu ist schneller Begriff am nöthigsten. Wie kannst du die Sache am rechten Ort brauchen, wenn du noch scheu darüber verweilst, und nicht weisst, was an ihr ist, wie viel oder wenig daraus zu machen. Das ist ewige Heiterkeit, ist Gottesfreude, daß man alles Einzelne in die Stelle des Ganzen setzt, wohin es gehört; deswegen ohne Verstand, oder ohne ein durch und durch organisirtes Gefühl keine Vortreflichkeit, kein Leben.

10 Gedichte

Diotima (jüngere Fassung) (SWuB, Band 1, s.223)

Leuchtest du wie vormals nieder,
Goldner Tag! und sprossen mir
Des Gesanges Blumen wieder
Lebenathmend auf zu dir?
Wie so anders ists geworden!
Manches, was ich trauernd mied,
Stimmt in freundlichen Akkorden
Nun in meiner Freude Lied;
Und mit jedem Stundenschlage
Werd´ ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit stille Tage,
seit ich Sie, die Eine fand.

Diotima! edles Leben!
Schwester, heilig mir verwandt!
Eh ich dir die Hand gegeben,
Hab´ich ferne dich gekannt.
Damals schon, da ich in Träumen,
Mir entlokt vom heitern Tag´,
Unter meines Gartens Bäumen,
Ein zufriedner Knabe lag,
da in leiser Lust und Schöne
Meiner Seele Mai begann,
Säuselte, wie Zephistöne,
Göttliche, dein Geist mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
Jeder frohe Gott mir schwand,
Da ich vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder, stand,
Da die Last der Zeit mich beugte,
Und mein Leben, kalt und bleich,
Sehnend schon hinab sich neigte
In der Toten stummes Reich:
Wünscht´ ich öfters noch, dem blinden
Wanderer, dies Eine mir,
Meines Herzens Bild zu finden
Bei den Schatten oder hier.

Nun! ich habe dich gefunden!
Schöner, als ich ahndend sah,
Hoffend in den Feierstunden,
Holde Muse bist du da;
Von den Himmlischen dort oben,
Wo hinauf die Freude flieht,
Wo des Alterns überhoben,
Immerheitre Schöne blüht,
Scheinst du mir herabgestiegen,
Götterbotin! weiltest du
Nun in gütigem Genügen
Bei dem Sänger immerzu.

Sommerglut und Frühlingsmilde,
Streit und Frieden wechselt hier
Vor dem stillen Götterbilde
Wunderbar im Busen mir;
Zürnend unter Huldigungen
Hab´ich oft, beschämt, besiegt,
Sie zu fassen, schon gerungen,
Die mein Kühnstes überfliegt;
Unzufrieden im Gewinne,
hab´ich stolz darob geweint
Daß zu herrlich meinem Sinne
Und zu mächtig sie erscheint.

Ach! an deine stille Schöne,
Seelig holdes Angesicht!
Herz! an deine Himmelstöne
Ist gewohnt das meine nicht;
Aber deine Melodien
Heitern mählig mir den Sinn,
Daß die trüben Träume fliehn,
Und ich selbst ein anderer bin;
Bin ich dazu denn erkoren?
Ich zu deiner hohen Ruh,
So zu Licht und Lust geboren,
Göttlichglückliche! wie du? –

Wie dein Vater und der meine,
Der in heitrer Majestät
Über seinem Eichenheine
Dort in lichter Höhe geht,
Wie er in den Meereswogen,
Wo die kühle Tiefe blaut,
Steigend von der Himmels Bogen,
Klar und still herunterschaut:
So will ich aus Götterhöhen,
Neu geweiht in schön´rem Glück,
Froh zu singen und zu sehen,
Nun zu sterblichen zurück.

10 - Gedichte X (mit Klangkunst)

An. (SWuB, Band 1, s.240)

Elysium

Dort find ich ja

Zu euch ihr Todesgötter

Dort Diotima Heroen.

Singen möcht ich von dir

Aber nur Thränen.

Und in der Nacht in der ich wandle erlöscht mir dein

Klares Auge!

himmlischer Geist.

Die Liebenden (SWuB, Band 1, s.191)

Trennen wollten wir uns, wähten es gut und klug;

Da wir's thaten, warum schrökt' uns, wie Mord, die That?

Ach! wir kennen und wenig,

Denn es waltet ein Gott in uns.

Menschenbeifall (SWuB, Band 1, s.191)

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,

Seit ich liebe? warum achtetet ihr mich mehr,

Da ich stolzer und wilder,

Wortereicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,

Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;

An das Göttliche glauben

Die allein, die es selber sind.

Das Unverzeihliche (SWuB, Band 1, s. 192)

Wenn ihr Freunde vergeßt, wenn ihr den Künstler höhnt,

Und den tieferen Geist klein und gemein versteht,

Gott vergiebt es, doch stört nur

Nie den Frieden der Liebenden.

12 - Gedichte

Hälfte des Lebens / (SWuB, Band 1, s.445)

Mit gelben Birnen hängen
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von den Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm´ ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

Unter den Alpen gesungen (SWuB, Band 1, s.304)

Heilige Unschuld, du der Menschen und der
Götter liebste vertrauteste! du magst im
Hauße oder draußen ihnen zu Füßen
Sizen, den Alten

Immerzufriedner Weisheit voll; denn manches
Gute kennet der Mann, doch staunet er, dem
Wild gleich, oft zum Himmel, aber wie rein ist
Reine, die Alles!

Siehe! das rauhe Tier des Feldes, gerne
Dient und trauet es dir, der stumme Wald spricht
Wie vor Alters, seine Sprüche zu dir, es
Lehren die Berge

Heil´ge Geseze dich, und was noch jezt uns
Vielerfahrenen offenbar der große
Vater uns werden heißt, du darfst es allein uns
Helle verkünden.

So mit den Himmlischen allein zu seyn, und
Geht vorüber das Licht, und Strom und Wind, und
Zeit eilt hin zum Ort, vor ihnen ein stetes
Auge zu haben,

Seeliger weiß und wünsch´ ich nichts, so lange
Nicht auch mich, wie die Weide, fort die Fluth nimmt,
Daß wohl aufgehoben, schlafend dahin ich
Muß in den Woogen

Aber es bleibt daheim gern, wer in treuem
Busen Göttliches hält, und frei will ich, so
Lang ich darf, euch all, ihr Sprachen des Himmels!
Deuten und singen.